



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2012

literatur * nr. 19

1. Auflage Mai 2012

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Freie Lektorats-Mitarbeit: Marion Schneider, Ulrike Freitag, Elisabeth Pirstinger

Coverfoto: Christopher Mavrič

Autorenfoto: Yona C. Heckl


Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-9503337-7-0

Markus Mörth

Geschwister
Roman

bm:uk

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

Aus einem österreichischen Zeitungsbericht
vom 20.6.2009

*Die Fahrt ist zu Ende,
doch ich bin mit nichts zu Ende gekommen,
jeder Ort hat ein Stück von meinem Lieben genommen,
jedes Licht hat mir ein Aug verbrannt,
in jedem Schatten zerriß mein Gewand.*

(Aus: Ingeborg Bachmann, »Die Welt ist weit«)

Vorbemerkung:

Dialoge, die kursiv geschrieben sind, entsprechen Dialogen auf
Moldauisch.

Messerstecherei in Graz-Gösting

Graz: Zu einer folgenschweren Auseinandersetzung kam es kurz vor 17.30 Uhr auf einem Radweg im Stadtbezirk Gösting: Ein 30-jähriger Rumäne dürfte mit einem 17-jährigen Moldauer in Streit geraten sein. Dabei soll der junge Mann seinem Kontrahenten fünf bis acht Mal mit einem Messer in den Bauch- und Brustbereich gestochen haben. Ein Stich soll auch bis in die Lunge des Mannes eingedrungen sein.

Das Opfer konnte sich noch 150 Meter zum Eingang des Flüchtlingshauses Graz-Wienerstraße schleppen. Dort wurde der blutüberströmte

Mann von einem Bewohner gesehen, der Polizei und Rettung alarmierte. Laut Polizei wurde der 30-Jährige mit lebensgefährlichen Stichverletzungen ins LKH Graz eingeliefert, wo er notoperiert werden musste. Näheres über seinen Zustand ist nicht bekannt.

Der Täter versuchte zu flüchten, wurde aber in einem Einkaufszentrum nahe des Tatortes gestellt und verhaftet. Laut Polizei gestalteten sich die ersten Einvernahmen aufgrund von Verständigungsproblemen schwierig. Der Moldauer soll weiter befragt und dann in die Justizanstalt Graz-Jakomini eingeliefert werden, so das Landeskriminalamt Steiermark.

Aus einem österreichischen Zeitungsbericht
vom 21.6.2009

Messerstecher wurde von Zeugen erkannt

Graz: Messerattacke auf 30-jährigen moldauischen Asylwerber. Täter in Gegenüberstellung wiedererkannt. Schwer verletztes Opfer außer Lebensgefahr.

Der 17-jährige Moldauer, der am Donnerstagabend auf einen 30-jährigen Rumänen eingestochen hat, wurde am Freitag von Bewohnern des Flüchtlingshauses Graz-Wienerstraße und von unabhängigen Zeugen in einer Gegenüberstellung wiedererkannt.

Das bestätigte ein Ermittler der Mordgruppe des Landeskriminalamtes.

Wie berichtet hatte der junge Mann während eines Streites ein Messer gezückt. Mit bis zu acht Stichen in Brust und Bauch war das Opfer lebensgefährlich verletzt worden, einer der Stiche war in die Lunge eingedrungen. Inzwischen ist der 30-Jährige außer Lebensgefahr, auch eine kurze Befragung durch die Ermittler war bereits möglich. Das Motiv für die Tat war am Freitag noch unklar, gegen den Täter wird wegen versuchten Mordes ermittelt.

Republik Moldau, April 2008 (ein Jahr zuvor)

Auf der Brücke stehen wie immer Soldaten und starren in den Himmel, als ob sie darauf warten würden, dass er sich auftut und sie mitnimmt. Erst als sich Bebes Fahrzeug auf ungefähr tausend Schritte genähert hat, werden die jungen Männer misstrauisch und wiegen angespannt die schweren Gewehre in ihren Hüften, ganz so, als hätten sie einen Tanz abrupt ausklingen lassen. Die Spannung entlädt sich in einem Handzeichen, das den kleinen Transporter durchwinkt und auf die andere Seite entlässt, die gleich ist in ihrem Nebel und ihrer trockenen Kälte, einer Kälte, die die Felder gefriert und den Boden schlummernd unter sich begräbt im sich herantastenden Frühling.

Der Transporter holpert über den löchrigen Asphalt der Brücke und weicht Betonspalten aus, denen zum Teil Gras entwächst, das von Lastwagen wieder und wieder niedergefahren wird.

Unweit der Brücke bleibt der Laster stehen und Bebe steigt aus der Kabine, um Luft zu holen. Langsam schlendert sie hinab zum Ufer der Dnister. Das hochstehende Gras hinterlässt Flecken auf ihrer Hose. Sie will noch nicht zurück in die Burg und ihre Mauern, will dem Fluss zusehen und dem dunklen Wasser, in das sie zögert, hineinzufassen. Der untere Lauf, wo der Spazierweg aufhört, ist das Ende. Dort muss man umkehren, wenn man zurück will.

Bebe bleibt stehen, starrt vor sich hin. In diesem Monat spürt sie zum ersten Mal, wie sich das Wasser an den Ufern aufwölbt und peitschend alles mitreißt, was nicht vorsichtig genug ist, sich zu schützen. Als Kind hatte sie die Ruhe des Flusses geliebt, die dunkle Masse, die sich zum Schwarzen Meer bewegt. Und sie hatte stets Freude empfunden am Bild dieses Schwarzen Meeres, das sie in sich trug und ihr bis in die dunklen Haarspitzen Heimat gab, obwohl sie noch nie an der Küste des Meeres gestanden hatte, sie nur aus Erzählungen kannte, vor allem aus Erzählungen ihres Großvaters, der sich vor dem Krieg frei genug gefühlt hatte, dorthin zu reisen. *Stalin ist schuld*, sagte der Großvater dann immer. Worin seine Schuld lag, blieb für die Kinder stets im Ungewissen. Hauptsache, er, der Führer, trägt Schuld.

Die alte Fischfabrik hier am Ufer hat Bebe schon immer magisch angezogen. Selbst jetzt, da sie verfallen und kaum mehr zugänglich ist, bekommt sie den Ort nicht aus dem Kopf. Instinktiv kehrt sie immer wieder hierher zurück und will nicht sein ohne den Flecken Erde, der ihr diese angenehme Ruhe schenkt. Die starke Strömung macht es unmöglich, hier zu baden, doch die Kinder befestigen einfach Seile an den Bäumen, an die sie sich hängen und treiben lassen, bis ihre Kräfte schwinden. Manchmal, wenn sich das Wasser beruhigt hat und von der Sonne berührt wird, die sanft in das Fließen eintaucht, glaubt Bebe, Dinge auf dem Grund zu sehen. Ihr Großvater war mit ihr oft hier gestanden und hatte aus dem Krieg erzählt, als das Gebiet stark umkämpft wurde.

»Strategisch wichtig« hatte er das genannt und von Panzern, Booten, Waffen, sogar Menschen und Tieren gesprochen, die immer noch auf dem Grund lagen, im Schlamm,

und Bebe hatte sich nicht mehr hineingetraut in den Fluss, wollte nicht einmal mehr die Füße darin baden, sah Hände, die nach ihr griffen und Tiere, die sich in der Tiefe fortbewegten, spürte Gewehre, die auf sie zeigten und sie hinterherhaken wollten ins Dunkel. Und trotzdem musste sie hierher zurückkehren. Immer und immer wieder.

Auf dem Rückweg quert sie das Fußballfeld, das rundherum gesäumt ist von Müll, der wie kleine Pusteln aus dem Gras hervorbricht und in seiner Unordnung ein gehöriges Chaos erzeugt. Die Pferde grasen auf dem Feld, und Bebe fallen die Stricke an den Hälsen auf, die lose herabhängen und über den Boden geschliffen werden wie kaputte Schmuckstücke. Bebe versucht, nicht auf die Blumen zu treten, doch meist bleibt zwischen all dem fleckigen Müll und den Fäkalien der Tiere keine andere Möglichkeit. Ihre Augen richten sich nach unten, und die kostbaren Momente des Umherschauens, des Abschweifens, sind flüchtig und voller Unersättlichkeit und werden von einem hastigen Luftholen in der frühmorgendlichen Eiseskälte abgelöst.

Bebe lebt alle Tage auf den Abend zu. Die Abende verpacken die Tage und vermitteln ein Gefühl von Freiheit, die wiederum Angst in sich birgt. Seit Bebe denken kann, hat sie mit dem Wort »frei« nichts anfangen können. Im Gegenteil, »frei« ist der Zustand, der dem Schlaf vorbehalten scheint, der stets geduldig wartet und sich nur einschleicht, wenn sie es auch zulässt. Nie war der Schlaf auf- oder gar zudringlich geworden, eher sanft und beflügelt in seiner schwerelosen Bewegung.

Einmal hatte sie im Heim einen österreichischen Politiker gehört, der aus dem Fenster über die weiten Felder starrte und sagte, dass hier der Schatz Europas läge, den

man früher oder später heben müsse. Das, so der Mann, sei die Zukunft. Aber er wisse nicht, wann sie kommen werde. Später einmal. Zumindest dessen war er sich sicher.

Bebe hatte davon geträumt, den Koffer zu packen.

Die Kleider lagen im Zimmer verteilt, es waren Kleider aus ihrem Leben, kleine, große, und schwer zu falten wie auch zu fassen. Sie glitten aus den Händen, wenn man sie nicht verkrampt festhielt. Das Geräusch der Schritte außerhalb des Raumes kannte sie schon, es stammte von den Stiefeln des Diktators, der sie besuchte. Er öffnete die Tür und stand da, ohne das Zimmer zu betreten. Sein Starren machte Bebe zu schaffen. Ihre Bewegungen waren nun nicht mehr flüchtig, sondern sämig und trotz der Hitze, die sich immer mehr bemerkbar machte, eingefroren in dem Bestreben, das Packwerk zu vollenden. Aber er kam nicht näher, noch nicht, blieb bis zum Morgen draußen vor dem Zimmer stehen.

4

Das Waisenhaus »Stadt der Kinder« in der moldauischen Provinz liegt etwa 30 Kilometer von der Hauptstadt Chisinau entfernt. Die Anlage besteht aus verschachtelten Gebäudekomplexen, die sich in Kaskaden aus Wohnbungalows zersprengen. Dazwischen schnurgerade Pfade, Wiesen und kunstvoll den Wegrand säumende Plastikpuppen. Der Blick bricht sich im Fensterglas der Aufenthaltsräume, der Turnsäle, der Küche und der Verwaltungsgebäude.

Früher hatte Bebe mit anderen Kindern in einem der Bungalows gewohnt, zusammen mit zwei Betreuerinnen

und den »Geschwistern« aller Altersstufen. Doch seit ihrem achtzehnten Geburtstag ist sie kein Gast mehr in diesem Haus, sondern selbst Erzieherin. Für das Leben, die Kost, die Unterkunft und ein Gehalt bringt Bebe die Kinder rechtzeitig zur Schule, bereitet ihnen das Essen zu, unterstützt sie bei den Hausaufgaben und ist einfach nur da, da für die Kinder, um angesprochen zu werden. Eines ist allen gemein: Je älter die Kinder werden, desto seltener sprechen sie. Auch Bebe ist im Schweigen geübt. Das Schweigen ist der vorausseilende Gehorsam, die Disziplin der hoffnungsvoll wartenden, sich eine Familie ersehnenen Menschen. Sie warten auf die Besucher, die sie mit Blicken bewerfen, um sie zu holen, zu sich zu holen.

Beim Essen im großen Saal ist es diese Stille, die trotz der vielen Kinder immer etwas Beunruhigendes an sich hat. Auf die gleiche Art, wie sich die Stimmen zurückzunehmen scheinen, werden die Geräusche der Schüsseln und Töpfe und vor allem das Kreischen des Bestecks in den Keramiktellern lauter. Es, das Besteck, nimmt sich die Freiheit, in seinem zügellosen Aufbegehren die Einsamkeit zu verjagen und sich des Anwesendseins, des Lebendigseins zu versichern. Ich bin noch hier, schreit das Messer, und der Löffel will angesprochen werden und keift die Bitte kurz hinaus in die durstige Luft, die sich auf dem kalten Linoleumboden eingeknistet hat. Bebe spürt die trockene Kälte des Ortes nicht mehr und hat auch nicht das Bedürfnis, die Heizung höher zu stellen. Das Leben in ihr pulsiert mit dem Gefühl absoluter Zurückhaltung. Die Luft kühlt gleichsam die Emotionen und macht die Menschen umgänglich, friert ihre Erlebnisse ein und sperrt sie weg, weg aus den Köpfen.

Bebes Haare sind gelockt, die Grübchen in ihren Wangen stechen keck hervor. Ihre Augen blinzeln konzentriert, während sie eine Platte mit elfenbeinfarbenen Hühnern und weißlichen Kartoffeln, die im hellen Rot der Tomatensoße schwimmen, zu einem der langen Tische trägt, an dem die Kinder sitzen. Die Mädchen und Buben sind zwischen zwei und vierzehn Jahre alt und warten ungeduldig aufs Essen. Doch niemand rührt etwas an.

Bebe stellt die nächste Platte auf den Tisch, diesmal auf jenen der älteren Jugendlichen. Sie hat hübsche Hände, die kleiner sind als die ihres Bruders Mikhail, der ebenfalls an dem Tisch sitzt und seine Schwester unbeholfen anlächelt. Die krummen Beine, den flachen Hintern und die kleinen Augen haben Bebe und Mikhail gemeinsam. Doch der Bruder ist größer, obwohl er jünger ist. Vom Schlürfen der Soße werden seine Wangen hohl und seine hagere Gestalt verblasst vor der weißen Wand. Bebe lässt die Schultern hängen und übergibt die leeren Suppenteller einer jungen Kollegin, die sie in die Küche zurückbringt.

Mikhails Gesichtszüge, die eines Fünfzehnjährigen, wirken sanft, wenn er die Schwester beobachtet. Seine Augen sind verloren, wie kleine Brombeeren in der hellen Gischt eines Flusses. Bebes Hände zittern nur ein bisschen, als sie nach dem Messer greift und anfängt, das Huhn zu zerteilen. Im hellen Mittagslicht glänzen ihre roten Backen von der Arbeit.

Bevor die Mahlzeit am Tisch der Geschwister beginnt, halten sich alle an den Händen. Es ist ein gewohntes Ritual, das stumm und ohne Aufsehen vor sich geht, vertraut wirkt. Das Tischgebet. Nach dem »Amen« trennen sich die Hände, nur die der Geschwister bleiben für einen weiteren Moment miteinander verbunden, ineinander verwoben.

Später, als alle essen, blickt Bebe zu Mikhail und versucht, an seinem Gesicht abzulesen, ob es gut ist, was sie da gekocht hat. Aufmerksamkeit und Wärme gehen von ihr aus. Lebendigkeit und Freude.

5

Die hölzernen Treppenstufen zum Bungalow sind ausgetreten, die Böden sorgfältig gebohnt. Da zwei gekippte Fenster auf den Gehweg und eines auf den kleinen Park vor der hohen Betonmauer hinausgehen, streicht Mikhail ein kühler Luftzug wie frisches Wasser über die Haut. Er sitzt im leeren Gruppenraum an seinem Platz und fühlt sich unbehaglich, ist aufgewühlt, ohne genau zu wissen warum. Es ist spät, alle schlafen, auch die Schwester. Nur Mikhail verfolgt mit seinen Augen die Konturen des Kirchturms, den er aus Streichhölzern und geschnitzten Holzspänen gebastelt hat. Und da, mitten unter den hellen Hölzchen, betrachtet er sich als Kind, wie er herumirrt als kleiner Junge, sich umblickt und keinen Ausweg findet aus dem Konstrukt, das ihn umschließt. Er sieht sich laufen, die hellen Wände betasten, nach einer Öffnung suchen. Der Lichtschimmer fällt durch einen Türspalt. Zwei Soldaten treten aus einem Streichholzgebäude. Mikhail erstarrt. Aber er ist nicht erschrocken, vielmehr erfüllt von Respekt und Anerkennung. Beides schleicht ihm durch den Kopf, zieht Bahnen und lässt in ihm den Wunsch entstehen, eines Tages auch so zu sein; so ein Soldat oder Polizist in seiner Uniform, der den Menschen nicht gleichgültig ist, zu dem aufgeschaut wird, der sich Respekt verdient hat, der sich freiwillig gemeldet hat, wie einst der Großvater, der ihm davon erzählte, ihm aus

dem Krieg erzählte. Als die Soldaten verschwinden und ihre Schritte von den Streichholzschachtelwänden verschlungen werden, fühlt sich Mikhail allein. Er beschließt, den jungen Männern zu folgen, zu werden wie sie. Er keucht, krächzt aufgrund seiner schwachen Bronchien. Die Krankheit wird verhindern, den Männern zu folgen, wird Mikhails Ziele verhindern, doch er kämpft dagegen an, und der Sauerstoff saugt sich in seinen Leib und lässt ihn zusammensacken und sich krümmen, raubt ihm jegliche Kraft.

Als Mikhail erwacht, liegt er in einem fremden Bett, weiß nicht, wie er da hingekommen ist. Er blinzelt, scheint etwas Vertrautes zu hören. Aus dem Augenwinkel sieht er Bebe. Sommers wie winters steht die Schwester stets als Erste auf, um fünf Uhr, und nach all den Jahren braucht sie auch keinen Wecker mehr. Lautlos gleitet sie aus dem Bett und schleicht mit ihren Filzschuhen in der Hand aus dem Zimmer, dessen Tür sie vorsichtig hinter sich schließt. Oft bemerkt Mikhail sie gar nicht. An anderen Tagen, so wie heute, nimmt er sie wahr, ohne jedoch ganz aufzuwachen.

Man kann schwerlich sagen, welche Verhaltensmuster in ihrer Beziehung von ihr und welche von ihm eingeführt worden sind. Einige davon hat Mikhail von Bebe angenommen, andere waren allmählich dazugekommen, und so haben sich Gewohnheiten entwickelt, an die sie sich halten.

Was das Aufstehen um fünf Uhr betrifft, so hat Bebe schon vor dem Eintritt der Geschwister in das Waisenhaus darauf bestanden, als sie noch Kleidung und Schuhe am Straßenrand verkaufte oder Wäsche in der Fabrik reinigte.

Mikhail war oft den ganzen Tag allein zu Hause, sah Bebe nur spätnachts und vielleicht am Sonntag, wenn sie nicht

nach Chisinau fuhr, um Waren einzukaufen. Die Mutter war selten anwesend, und wenn, dann war es ihr beißender Geruch, der den Jungen von ihr fernhielt. Solange er denken konnte, hatte ihn dieser Geruch begleitet und schließlich abgestoßen. Er konnte spüren, wie die Ausdünstung seine Haut angriff und hatte das Gefühl, dass sich von ihm Schichten lösten, wie Farbplattern auf feuchten Wänden. Seine Mutter redete nie gern mit ihm und er war sehr froh darüber, zog sich immer mehr zurück. Ein schmerzhafter, finsterer Lebensabschnitt. So finster, wie ihm die Häuser der alten Frauen erschienen, die er von Zeit zu Zeit mit Bebe aufsuchte, um sie vor dem herannahenden Winter zu sichern: kein Strom, kein Wasser, keine Söhne, die die verfallenden Mauern wieder aufrichteten, die sich kümmerten um diese leeren Orte. Die meisten der betagten Frauen hatten ein Zimmer und ihren Ofen, der sie in den kalten Monaten unter vielen Decken warm hielt; die Fenster waren klein, damit die Kälte nicht eindringen konnte. Waschmöglichkeiten gab es keine, außer den alten Lavoiren. Die allmählich erblindenden Frauen bewiesen eine ungeahnte Zähigkeit.

Einmal hatte Mikhail die alte Hanna gesehen, wie sie auf dem Grabstein ihres Mannes kniete und darum bettelte, dass er sie endlich zu sich hole, sie befreie. »Erlöse mich doch!«, hatte sie wütend geschrien und mit den Handflächen auf den Grabstein geschlagen, bis die Hände taub waren vor Kälte. Bebe und Mikhail hatten gewartet, bis ihre Energie erlosch, und die verzweifelte Greisin dann heimgebracht, über den sandigen Hohlweg, der zu ihrem Haus führte. Mikhail verscheuchte immer zuerst die Ratten aus den Zimmern, was ihm große Freude bereitete. Er fühlte sich mutig dabei, wie ein Mann, ein Jäger, ein »Gebrauch-

ter«, wie man im Dorf sagte. Das war für ihn das Schönste, wenn man ihn brauchte – dass es einen Grund für sein Dasein gab.

Bebe empfand nie Mitleid für ihren Bruder, was Mikhail begrüßte. Solange er in der Schule war oder unterwegs mit der Schwester, dachte er nie darüber nach, wie sein Leben nachher, zu Hause, in der Einsamkeit verstreichen würde. Sein Lehrer hatte ihm einmal gesagt: »Du wirst deinen Platz finden!«, was ihn verunsicherte, weil es ihn warten ließ, auf Unbestimmtes. Die ersten Tage nach diesem Satz hatten ihm körperliche Schmerzen bereitet, er wartete und wartete, Bedürfnis und Vorfreude stiegen ins Unermessliche. Eines Morgens hatte er Abschied genommen von dem, was kommen würde, und damit endeten auch die gräulich schimmernden Schmerzen, die in seinem Kopf pumpen.

Schon damals war Bebe mager, hatte Ringe unter den Augen. Sie arbeitete zu viel und erhielt obendrein nicht genug zu essen.

»Du kannst alles machen, was du willst«, sagte sie zu ihrem Bruder, zwang ihn nie zur Arbeit. Bis die Malfarben den Unterricht bereicherten, war die Zeit für Mikhail eine in sich gefaltete Schlinge, doch mit den Farben und dem kleinen Schulheft kam auch die Freude. Mikhail wechselte eigenständig Stile und Motive seiner Zeichnungen, benutzte sämtliche Haushaltsgeräte für seine Kunst, arbeitete auch mit Messern oder Löffeln. Die größte Ehre wurde ihm zuteil, als er Figuren und Orte an die Wand zeichnen durfte, welche die Schule repräsentierten, und als der Maler ihm schließlich die Arbeit im Empfangsraum ganz überließ, sich eine Zigarette anzündete und in aller Ruhe das Gemälde betrachtete. Er lobte ihn nicht, er beobachtete den Jungen,

und es war für Mikhail ein Gefühl, das ihn mit seinen damals zehn Jahren beflügelte.

Bebe und Mikhail hatten beim Aufbau und den Renovierungsarbeiten des Waisenhauses zugesehen. Der Maler aus der Schule, der einzige im Dorf, lud Mikhail schließlich ein, ihm auch hier zu helfen. Als die Mutter nicht mehr nach Hause kam, wollte Mikhail gar nicht mehr aufhören zu malen, selbst dann nicht, als im Waisenhaus alles fertig war. Der Pater gab ihm daraufhin die Möglichkeit, in der Kapelle die Wandbilder vorzufertigen, und Bebe half ihm dabei. Spätestens mit dieser Arbeit waren die Geschwister Teil des Ortes, aßen mit den Leuten und gingen im Dunkel nach Hause, ohne darüber viele Worte zu verlieren.

Bebe begann, in der Küche des Waisenhauses zu helfen, zunächst ganz ohne Lohn, aber sie wusste, was sie wollte. Sie war bekannt dafür, nicht zu reden, selbst als die Leiterin, Verena, sie nach ihren Eltern fragte. Ihr Schweigen machte neugierig, und eines Abends folgte die Frau den Kindern bis zu ihrem Haus. Sie aß mit den Geschwistern und ging allein zurück ins Heim. Am nächsten Tag begleitete sie die Kinder erneut nach Hause, um ihnen dabei zu helfen, ihre Sachen zu packen und mit ihr zu kommen.

Mikhail blinzelt. Um diese Uhrzeit bahnt sich nur ein schmaler Sonnenstreif den Weg durchs Fenster. Aus dem leise gestellten Radio im Bad nebenan dringen Nachrichten an sein Ohr. Damit weckt ihn die Schwester, vorsichtig, allmählich, dennoch bestimmt. Mikhail dreht sich noch einmal um, aber das schlechte Gewissen treibt ihn aus dem Bett. Er fährt sich mit den Fingern durch sein dichtes, dunkles Haar und steht auf.